

Carmen Scheide

„Ich habe gewusst, dass das Kriegsende für mich sehr schmerzhaft sein wird.“

Individuelle Kriegserinnerungen in der Sowjetunion

Der Zweite Weltkrieg bedeutete für die meisten Menschen in der Sowjetunion eine einschneidende Erfahrung, da es in vielen Familien Kriegstote zu beklagen gab, ehemalige Frontteilnehmer und Veteranen lebten sowie Probleme des Wiederaufbaus in den Nachkriegsjahren bewältigt werden mussten.

Unmittelbar nach Kriegsbeginn durch den deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 griff Außenminister Vjačeslav M. Molotov (1890-1986) in der ersten offiziellen Stellungnahme eines führenden Parteimitglieds an das Volk der Sowjetunion auf einen historischen Vergleich zurück: ebenso wie im Krieg gegen Napoleon 1812 (dem sogenannten Vaterländischen Krieg) handele es sich um einen feindlichen Angriff auf die Nation, der abgewehrt werden müsse. Molotov prägte das fortan geltende Synonym „Großer Vaterländischer Krieg“. Er beschwor die Einheit der Nation, hier also des Vielvölkerstaates Sowjetunion, die für ein gemeinsames Ziel, die Verteidigung des Vaterlandes, gegen einen heimtückischen Feind von außen kämpfe.

Diese Lesart des Kriegsgeschehens setzte sich in der offiziellen Erinnerungskultur nach dem Krieg fort und wurde nun durch den gemeinsam errungenen Sieg bestätigt und fortlaufend zur Massenmobilisierung für die Ziele der Kommunistischen Partei genutzt. Die Geschichte des Krieges war eine Erfolgsgeschichte, die von Helden, Ruhm und einer weitsichtigen Führung erzählte, dabei jedoch zahlreiche Tabus beinhaltete. Fragen nach den menschlichen Verlusten, militärischen Fehlleistungen, Zwangsarbeit, Kollaboration, Judenvernichtung, Vertreibungen, Zerstörungen oder Traumatisierungen blieben weitgehend unerwähnt, da sie nicht in das offizielle Bild der siegreichen Nation und Weltmacht Sowjetunion passten, die dank eines überlegenen politischen Systems gesiegt habe.

Geht man von zahlreichen, sehr unterschiedlichen, kontroversen und heterogenen Erfahrungen während des Krieges aus, so stellen die offiziellen Gedenkmuster nur einen kleinen Teil des Krieges und diesen zudem in sehr positivem Licht dar. Sucht man nun nach den aus einem offiziellen Kanon ausgeblendeten Themen, können individuelle Zeugnisse zur

Rekonstruktion weiterer Aspekte des Kriegserlebens und –verarbeitens Aufschluss geben. Dies soll hier exemplarisch an zwei Beispielen erfolgen.

Am 3. Dezember 1941 schrieb die damals in Moskau lebende Irina Ehrenburg (*1911-?) angesichts der nahen deutschen Truppen und täglichen Fliegeralarmen in ihr Kriegstagebuch: „Ich habe um alle und um alles Angst.“¹ Sie notierte die Ereignisse zwischen November 1941 und dem Beginn der Nürnberger Prozesse vier Jahre später eigentlich für ihren Ehemann Boris Lapin, der bereits in den ersten Kriegsmonaten an der ukrainischen Front umkam, dessen Tod sie aber nicht wahrhaben wollte und sich auch in späteren Jahren immer wieder fragte, wie seine genauen Todesumstände waren.

Ihr Tagebuch war ein privater Text, vermutlich ohne die Absicht einer Veröffentlichung verfasst, um zum einen den Kriegsalltag zu Hause für ihren Mann zu dokumentieren, zum anderen aber auch das eigene Erleben zu verarbeiten. Irina Ehrenburg schilderte die Schwierigkeiten des Kriegsalltags, kommentierte kritisch die offiziellen Durchhalteparolen und beschrieb ihre eigene Tätigkeit als Journalistin für verschiedene Zeitungen, die sie zu vielen unterschiedlichen Orten und auch an die Front führte. Ihr Bild vom Krieg berichtet vom Leid der Menschen, von Hunger, Hoffnungslosigkeit und Mangel sowie dem stets vorhandenen Antisemitismus, wenngleich sie auch die wichtigen Siege der Sowjetarmee erwähnt.

1976 erschienen im Moskauer Militärverlag Erinnerungen der Fliegerin und „Heldin der Sowjetunion“ Marina Pavlovna Čečneva, die sie etwa 30 Jahre nach dem Kriegsende verfasst hatte.² Sie schilderte ihre eigene Entwicklung von einer jungen, flugbegeisterten Komso-molzin zu einer erfolgreichen Kampffliegerin im 46. Garderegiment der legendären Fliegerin Marina Michajlovna Raskova. Marina Pavlovna blendete den Kriegsalltag bis auf einige wenige Wetterbeschreibungen aus und orientierte sich an der Chronologie ihrer Einsatzorte, die jedoch nicht identisch mit den „großen“ Etappen des Krieges wie Sturm auf Moskau, Blockade von Leningrad oder Stalingrad waren. Deutlich distanzierte sich Čečneva in einem Eingangszitat von einer kritischen Erinnerungskultur und berief sich auf Werte wie Heimatliebe, Pflichtgefühl, kollektivem Bewusstsein, Opferbereitschaft und unbedingtem Gehorsam.

¹ Ehrenburg, Irina; So habe ich gelebt: Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert, Berlin 1995, S. 117-169, hier 122.

² Čečneva, Marina Pavlovna; Nebo ostaetsja našim, Moskau 1976. Deutsch: Tschetschnewa, Marina Pawlowna; Der Himmel bleibt unser, Berlin 1989² (1982).

Irina Ehrenburg

Irina Ehrenburg wurde am 25. März 1911 in Nizza als uneheliche Tochter von Katharina Schmidt und Il'ja Grigor'evič Ehrenburg (1891-1967) geboren. Die aus einem reichen Petersburger Hause stammende Mutter war für ein Medizinstudium nach Paris geschickt worden, wo sie den politischen Flüchtling deutsch-jüdischer Abstammung, Il'ja Ehrenburg, kennen lernte. Den leiblichen Vater von Irina verließ sie bald und lebte dann mit dem Sozialrevolutionär und guten Freund Ehrenburgs, Tichon Ivanovič Sorokin, zusammen, den Irina lange für ihren Vater hielt, bis sie über Briefe die eigentliche Familiengeschichte erfuhr. Katharina Schmidt war zu Beginn des Ersten Weltkrieges nach Russland zu ihren Eltern zurück gekehrt, da sie eine Patriotin gewesen sei. Nach der Oktoberrevolution flüchtete die kleine Familie vor den Bolschewiken in den Süden nach Tiflis, Vladikavkas und blieb dann im nördlichen Kaukasus, wo die Mutter alleine ihre dann bald drei Kinder als Lehrerin unter großen Entbehrungen durchbringen musste. Flucht, Hunger und Leid sowie die deutliche Wahrnehmung, als Stadtmensch auf dem Land wie ein Fremdkörper zu wirken, erinnerte Irina Ehrenburg als prägende Erfahrungen für diese Kindheitsjahre.

1921 siedelte die Familie nach Petrograd zurück, wo Irina Privatunterricht erhielt, da sie die Prüfung für die staatliche Schule nicht bestanden hatte. 1922 zog sie zu ihrem leiblichen Vater nach Moskau, der die neue Hauptstadt nach zahlreichen Auslandsaufenthalten wieder einmal besuchte. Mutter und Stiefvater Sorokin, der nun bei der staatlichen Handelsorganisation arbeitete, sich also nicht länger auf der Flucht befand, kamen nach. Bereits 1923 ging Irina mit nur zwölf Jahren für den weiteren Bildungserwerb nach Paris, wo sie sich vor allem in russischen Emigrantenzirkeln bewegte und intensiv russische und französische Literatur las. Aus Heimatverbundenheit und Faszination von dem neuen, revolutionären Leben in der pulsierenden, sich schnell verändernden Metropole Moskau lebte sie ab 1933 wieder dort und konnte noch bis zur Schließung der „Pseudowissenschaft“ eine kurze Zeit am Obuchov-Institut als Psychologin arbeiten, wo sie die beim Auslandsstudium fehlende ideologische Schulung in dialektischem Materialismus nachholen musste. Aufgrund ihrer Sprach- und literarischen Kenntnisse sowie vermutlich erleichtert durch die Verwandtschaft mit Il'ja Ehrenburg verdiente sich Irina ihren Lebensunterhalt fortan als Übersetzerin und Journalistin. Am 26. Dezember 1934 heiratete sie Boris Lapin.

Ihre Erfahrungen aus der Hochphase des Stalinismus sind ambivalent und von vielen späteren Bewertungen durchwoben. Einerseits waren diese Jahre für sie eine persönlich glückliche Zeit durch die feste Partnerschaft, den beruflichen Neubeginn und das Lebensgefühl, Teil des neuen, revolutionären Experimentes zu sein. Obwohl es in den dreißiger Jahren in Moskau

immer wieder zu Konsumgütermangel kam, empfand sie die Versorgung als deutlich besser im Vergleich zu den erlebten Hungerjahren während des Kriegskommunismus. Zudem bewegte sie sich in faszinierenden, prominenten Intelligencija-Kreisen und war selber noch vergleichsweise jung. Punktuell erlebte sie aber bereits damals die Schattenseiten des Stalinismus, die sich in ihrer Erinnerung zu einem deutlichen negativen Bild des Terrors verdichteten. Die vorliegenden Memoiren von Irina Ehrenburg entstanden zwischen 1991 und 1993, einer Zeit, in der eine erste Welle der kritischen öffentlichen Aufarbeitung des Stalinismus und der Sowjetgeschichte in Russland vor einem breiten Publikum erfolgt war. Irina hatte sich durch ihren Vater und ihr soziales Umfeld spätestens seit Mitte der 1950er Jahre immer wieder mit dem Terror und der Rehabilitation von Opfern auseinander gesetzt.

Die Episoden der Kriegsjahre beruhen stark auf dem im Anhang befindlichen Kriegstagebuch und stellen in ihrer Biographie einen tragischen Wendepunkt dar, weil bereits in den ersten Kriegsmonaten ihr Ehemann bei einem Einsatz in Kiew getötet wurde. Der Versuch, seine Todesumstände zu rekonstruieren, sich ein genaueres Bild davon zu machen, bewegte Irina – wie viele andere Angehörige von Kriegsgefallenen - lange Jahre und ließ sie sogar aus Verzweiflung an Selbstmord denken. Mit dem Kriegsende 1945 starb ihre Hoffnung auf ein Widersehen: „Heute die Kapitulation Deutschlands. Die ganze Welt feiert. (...) Und ich weine. Ich habe gewusst, dass das Kriegsende für mich sehr schmerzhaft sein wird. Borja erlebt es nicht... Ich bin eine alte Witwe, eine alte Frau.“³

Sie selber erlebte den Krieg sowohl in Moskau als auch an vielen Kriegsschauplätzen, da sie für verschiedene Zeitungen wie ‚Roter Stern‘, ‚Wir vernichten den Feind‘, die Komso-molskaja Pravda, Radio France, das Sovinformbüro und für das Gesundheitsministerium herum reiste und Reportagen schrieb.

Der erste Fronteinsatz, vermutlich Ende 1941/Anfang 1942, war nicht nur eine sehr nahe Begegnung mit dem deutschen Feind, sondern auch das unmittelbare Erleben vom Töten im Krieg. Irina Ehrenburg sah vor allem die Schattenseiten des Krieges, Leid, Zerstörung, Mangelwirtschaft, besonders bei der schlechten Ausstattung von Fronttruppen und Frontlazaretten, erlebte gleichzeitig aber auch einen großen Durchhaltewillen und viel Improvisationstalent bei den Kriegsteilnehmern.

Dennoch zeigen ihre Erlebnisse als Kriegskorrespondentin, dass es relative Freiheiten für Kriegsreportagen gab, der Patriotismus oft auf eigenen Erfahrungen durch die äußere Be-

³ Ehrenburg, S. 165/166, Eintrag vom 8. Mai 1945.

drohung beruhte und das Individuum mit seinen Wertvorstellungen wieder beschrieben werden durfte.

Vergleichsweise wenig berichtete Irina Ehrenburg über die Nachkriegsjahre, bis auf die Beerdigung ihres leiblichen Vaters und nochmals Episoden zu ihren Großeltern und ihrer Mutter, sowie kurzer Kommentare zur Perestrojka und den deutlich verschlechterten Lebensbedingungen für alte Menschen, trotz der neuen, nie für möglich gehaltenen Freiheiten.

Wieso kam es überhaupt zu diesen facettenreichen Lebensaufzeichnungen von Irina Ehrenburg, die anfangs meinte, ihr eigenes Leben sei dazu wenig geeignet, sie könne besser Zeugnis für ihren berühmten Vater ablegen?⁴ Eine langjährige Bekannte von Irina, die Berliner Übersetzerin Antje Leetz, führte zwischen 1991 und 1993 mit Irina Interviews, die sie auf Tonband aufnahm, übersetzte und herausgab. Die Fragen von Antje Leetz kommen im Text nicht vor, sondern seien nach Aussage der Interviewerin ein Medium gewesen, Irina Ehrenburg zum Reden zu bringen. Diese folgte teils einer chronologischen, teils aber auch einer systematischen Erzählstruktur, wobei die Phasen der sowjetischen Geschichte, soziale Kategorien wie Bildung und Herkunft, privates Leben und mentale Topographien des Alltags, also die verschiedenen Aufenthalts- und Wohnorte, Orientierungspunkte der Erzählung darstellen. Das offene Nachdenken über das eigene Leben wäre für Irina Ehrenburg sicherlich nicht ohne den Kontext der Perestrojka denkbar gewesen, obwohl sie privat vermutlich immer wieder durch den Besitz des Nachlasses ihres Vaters – sie war sein einziges Kind – und ihre eigenen Dokumente wie Fotos, Briefe, Zeitungsartikel, Tagebücher und Notizen das Erlebte reflektierte. Erst gegen Ende der Interviews mit Antje Leetz überreichte Irina Ehrenburg das Kriegstagebuch zur Publikation. Vielleicht hatte sie die selbst auferlegte Zensur durch die neuen Möglichkeiten der Vergangenheitsbewältigung in Russland ablegen können, vermutlich war ihr beim Prozess des Erinnerns aber auch die Dimension des zeitnahen Dokumentes aus dem Krieg, das eben nicht die allfälligen Mythen reproduzierte, erst bewusst geworden. Die Herausgeberin hat es den Erinnerungen von Ehrenburg beigefügt und somit einem breiteren Publikum zugänglich gemacht.

⁴ Die Biographie von Marcou Lilly ; Ilya Ehrenbourg – un homme dans son siècle, Paris 1992. kam unter großer Beteiligung von Irina Ehrenburg zustande, der die Autorin das Werk auch widmete.

Marina Pavlovna Čečneva

Marina Pavlovna Čečneva wurde als Tochter eines Arbeiters wahrscheinlich 1922/23 geboren. Sie besuchte eine Schule in Moskau und hörte dort von den großen Leistungen sowjetischer Fliegerinnen, die sie so faszinierten, dass sie auch gerne Pilotin werden wollte. Mit 15 Jahren trat sie dem Komsomol bei und versuchte, im Aeroklub der paramilitärischen Gesellschaft OSOAVIACHIM (Obščestvo sodejstvija oborone aviacionnomu i chimičeskomu stroitel'stvu SSSR, 1927-1948) aufgenommen zu werden, was auf Grund ihres jungen Alters aber erst ein Jahr später gelang. Im August 1939 absolvierte sie ihren ersten eigenen Flug und beendete die Pilotenausbildung im Herbst des gleichen Jahres.

Den gesamten Krieg diente Čečneva im sogenannten 588. Nachtbomberregiment, das im Februar 1943 in 46. Gardenachtbomberregiment umbenannt wurde.

Den Kriegsausbruch 1941 erlebte sie während eines Ferienaufenthaltes auf der Krim und ging in ihren Erinnerungen deshalb nur kurz darauf. Sie absolvierte bis Anfang 1942 noch die weitere Fliegerinnenausbildung und hatte im Frühjahr 1942 einen ersten Fronteinsatz im Süden, Richtung Kaukasus. In relativ einfachen, offenen Maschinen mussten die Pilotinnen vor allem nachts Bomben abwerfen. Mit Beginn der Kampf Flüge erlebten die Frauen die ersten Verluste in den eigenen Reihen. Bei der Gestaltung des Textes griff Čečneva immer wieder auf das Muster von bedeutungsvollen persönlichen Erlebnissen für ihr eigenes Leben oder innerhalb des Frauenregimentes zurück. Ihren ersten Fronteinsatz verknüpfte sie mit der Trauer um den Verlust toter Kameradinnen, denen sie ein Denkmal in Form ihrer Erinnerungen setzen wollte.

In diesem Zusammenhang erwähnte Čečneva das Heldentum, vielleicht, um das Sterben zu legitimieren, indem es in der Pflichterfüllung für das Vaterland nicht nur eine militärische Notwendigkeit, sondern auch ein ehrenvolles Opfer für eine höhere Sache wurde und einen scheinbaren Sinn produzierte, wie er in der offiziellen Erinnerungskultur proklamiert wurde.

Im September 1942 erhielten die Fliegerinnen die ersten Ehrungen, im Februar 1943 wurde das Regiment zu einem Garderegiment umbenannt. Die letzte Phase des Krieges, das Zurückdrängen der deutschen Truppen von sowjetischem Gebiet und den Vormarsch auf Berlin erlebte Čečneva intensiv mit. Sie sah den Endkampf gegen die „Faschisten“ im Mai 1944 eingeläutet. Am 30. Januar 1945 erfolgte für sie der Übertritt auf deutsches Gebiet, was mit sehr ambivalenten Gefühlen den gehassten Feinden, Zerstörern der sowjetischen Heimat und militärischen Gegnern gegenüber verbunden war. Trotzdem versuchte sie, zumindest in der Erinnerung einige Jahre später, die Deutschen als Menschen zu betrachten, die als Zivilper-

sonen, besonders Frauen und Kinder, ebenfalls unter dem Krieg gelitten hätten. Das Kriegsende erlebte sie an der Oder.

Militärische Ereignisse wurden mit Beginn der Nachkriegszeit von privaten Dingen abgelöst. Nach der Auflösung des Garderegimentes und ihrer Demobilisierung heiratete Čečneva im November 1945 den Flieger Konstantin Davydov. Die gemeinsame Tochter erblickte im August 1946 das Licht der Welt. Der Ehemann verstarb bereits im November 1949 während eines Fluges von Leningrad nach Moskau, was Čečneva in eine tiefe Krise stürzte. Wie die meisten kämpfenden Frauen konnte sie eine militärische Tätigkeit nach dem Krieg nicht mehr fortsetzen, da nun die traditionelle Geschlechterhierarchie wieder volle Gültigkeit hatte.⁵ Deshalb arbeitete sie in der zivilen Luftfahrt als Kunstfliegerin, musste allerdings 1956 auf Grund eines ärztlichen Flugverbotes mit der Fliegerei aufhören. Zeitgleich wurde das Komitee der Kriegsveteranen mit dem ehemaligen Flieger Aleksej P. Mares'ev (1916-2001) gegründet, dem sie vermutlich auch angehörte, da besonders die Fliegerinnen eine Gruppe aktiver Veteranen bildeten. Zum zwanzigsten Jahrestag des Kriegsausbruches begann sie 1961 mit dem Veröffentlichen von Erinnerungstexten.

Welche Bedeutung besaß der Krieg für diese Frau? Mit 16 Jahren war Čečneva vergleichsweise jung, als sie zu den Fliegerinnen kam. Wie viele andere in der Ausbildung gehörte sie auch dem Komsomol an und war stolz darauf. Die Fliegerinnen stellten für sie eine prägende soziale Erfahrung dar. Čečneva betonte immer wieder den Zusammenhalt, den sie mit dem offiziellen Slogan „Alle für einen – einer für alle“ des Komsomol ideologisch begründete. Vielleicht war es aber die gemeinsame Erfahrung der Ausbildung und des Krieges, die die Frauen zu einer Gruppe werden ließ. Auch nach dem Krieg trafen sich die Überlebenden regelmäßig, tauschten Erinnerungen und Neuigkeiten über den weiteren Werdegang aus. Vermutlich erlebte Čečneva nach dem Krieg nie wieder so tiefen Zusammenhalt, Freundschaft und Zuneigung wie im Fliegerregiment. Sie verlor in den Kämpfen einige gute Freundinnen und für sie sehr prägende Vorbilder. Čečneva machte es sich zu einer zentralen Lebensaufgabe, an diese Gruppe zu erinnern, die im offiziellen Erinnerungsmuster herausfiel, da vor allem Männer für ihre militärischen Leistungen gerühmt wurden. In dem Buch „Der Himmel bleibt unser“ geht sie von ihren Erlebnissen aus, stellt sie aber immer in Bezug zu ihrer Gruppe.

⁵ Der Staatspräsident Michail Kalinin bewertete in einer öffentlichen Rede vom Juli 1945 Frauen im Krieg als eine Ausnahme, die ihre militärischen Leistungen fortan besser verschweigen sollten. Dies führte zum Ausschluss der Erinnerungen von Frontkämpferinnen aus einer allgemeinen Erinnerungskultur.

In der Biographie von Čečneva stellten die Kriegsjahre eine sehr intensive, herausragende Zeit dar: ihr beruflicher Werdegang wurde ebenso wie ihr soziales Zugehörigkeitsgefühl geprägt, sie überlebte zahlreiche lebensgefährliche Einsätze, sah viel Leid und Zerstörung und konnte aktiv am Sieg der Roten Armee über die faschistischen Invasoren teilnehmen. Sie gehörte zur Generation der Sieger, war eine mehrfach ausgezeichnete Heldin – allerdings schien sie dafür im zivilen Leben einen hohen Preis zu bezahlen. Kurz nach dem Krieg wurde sie demobilisiert, das private Familienglück währte nur kurze vier Jahre und bereits mit Mitte dreißig musste sie die Fliegerei aufgeben, vielleicht weil sie berufsbedingte Erkrankungen hatte.

Was blieb von der Generation der Sieger? Vermutlich nicht sehr viel mehr als die Erinnerungen, die sie zum einen in eine Reihe mit dem Sieges- und Heldenmythos, der erfolgreichen Verteidigung des Vaterlandes stellte, weil sie es so empfand, aber auch zu einem Teil des Mythos wurde. Gleichzeitig erinnerte sie aber die Leistungen der Frauen, die aus eigenem Antrieb diesen Weg gewählt hatten und ebenso wie alle anderen vorbildliche Komsomol-zinnen waren. Nur indirekt berichtete Čečneva von Frauen im Militär, die nicht gleichberechtigt behandelt, sondern als etwas „Besonderes“ betrachtet wurden. Es gab fast ausschließlich männliche Vorgesetzte, die etwa Kritik an schlecht sitzenden Uniformen von Frauen übten, wobei es oftmals keine passende Kleidung für weibliche Armeeinghörige gab, oder die Fliegerinnen trotz ihrer herausragenden Flugleistungen als mangelhaft beim Exzerzieren darstellten.

Schlussbetrachtungen

Am Schluss möchte ich nochmals die Frage nach dem Wechselverhältnis von individueller und kollektiver Erinnerung in Bezug auf die erörterten Beispiele aufgreifen. Bei der Analyse des historischen Materials lassen sich verschiedene Schichten der Erinnerung heraus arbeiten, die etwas über den Prozess des Erinnerns aussagen. Zudem gibt es in Form von Wendepunkten oder Brüchen innerhalb der Erzählung besondere oder emotional besetzte Bilder, die sehr nah am erinnerten Ereignis auf Grund ihrer Bedeutung erscheinen und vielleicht durch die starke sinnliche Körperwahrnehmung relativ unverändert erinnert werden.⁶ Erinnerungen sind nicht nur angeeignete und reproduzierte Selbstzeugnisse, sondern beruhen in der Form

⁶ Aleida Assmann, Wie wahr sind Erinnerungen? In: Welzer, Harald (Hg.), Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung, Hamburg 2001, S. 103-122.

ihrer Strukturierung und erzählten Anordnung auf individuellen Chronologien der Ereignisse mit unterschiedlichen, eben vom erzählenden Subjekt ausgewählten Referenzebenen.

Irina Ehrenburg schilderte eine von der offiziellen Erinnerungskultur abweichende Geschichte, Čečneva griff den Typus der Helden- und Siegesgeschichte in ihrem angepassten Text auf. Beide Erinnerungen unterscheiden sich nicht allein in Darstellungsweise und Entstehungszeitpunkt, sondern besitzen innerhalb der Autobiographie der Autorinnen verschiedene Bedeutungen.

Irina Ehrenburg setzte die Weltkriegserlebnisse in Bezug zu ihren Bürgerkriegserfahrungen, hinzu kam eine kritische Grundhaltung gegenüber der Sowjetunion, die intellektuelle Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Stalinismus und dem Antisemitismus. Der Krieg bedeutete für sie vor allem den persönlichen Verlust ihres Ehemannes und die Adoption eines jüdischen Waisenkindes. Die offiziellen Kriegserinnerungen sah sie als inszeniertes Propagandaschauspiel, in dem ihre Erfahrungen keinen Platz hatten. Sie bewahrte ihre Erinnerungen auf, bis diese durch ein gewandeltes soziales und politisches Umfeld zu Beginn der 1990er Jahre ohne negative Folgen erzählbar waren.

Für Čečneva bedeutete der Krieg einen aufregenden biographischen Höhepunkt und prägende Erfahrungen in jungen Lebensjahren, weshalb sie als Mitglied der „Generation der Sieger“ daran im Sinne von Heldentum und Abenteuerlust erinnerte. Eine offizielle Deutung übernahm sie als Sinn strukturierendes Element ihrer Lebensgeschichte, wodurch sie ihrem Dasein eine hohe Bedeutung zuwies, die im Kontrast zu den schwierigen Erfahrungen seit der Nachkriegszeit stand. Zudem lehnte sie sich in ihrer textuellen Erzählweise an prägende literarische Vorbilder und eine verbindliche künstlerische Ästhetik an, während Ehrenburg den Narrationstyp der berichtenden Autobiographie mit dokumentarischem Anhang wählte. Čečneva übernahm die vorherrschenden Tabus und verübte Selbstzensur, eine genauere Lesart ihres Textes weist aber auch Ambivalenzen zum mainstream und „Eigen-Sinn“ oder Handlungsspielräume auf, besonders bei der Nicht-Erwähnung von Stalin. Bereits ihre persönlichen Erfahrungen als erfolgreiche Fliegerin weichen vom Topos des männlichen Kriegshelden ab und weisen auf frauenspezifische Fragen wie die Ungleichbehandlung in der Ausbildung und das Nicht-Erinnern ihrer Kriegsergebnisse hin.

Für die offizielle Erinnerungskultur besaß der Krieg eine wichtige Funktion als Gründungsmythos der Weltmacht Sowjetunion, der seit der „Entstalinisierung“ zusammen mit dem Revolutionsmythos die Macht der Partei legitimierte. Die unter Brežnev etablierten Rituale griffen sowjetische Traditionen von hohen Feiertagen und öffentlichen Machtinszenierungen auf, konstruierten aber gleichzeitig eine staatliche, transnationale, transgenerationale

„imagined community“, die über bestehende soziale Fragen hinwegschaute und sich jährlich neu selbst bestätigte.

Zitierempfehlung:

Carmen Scheide, „Ich habe gewusst, dass das Kriegsende für mich sehr schmerzhaft sein wird.“ Individuelle Kriegserinnerungen in der Sowjetunion, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Die Russische Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“, Mai 2005, URL: http://www.zeitgeschichte-online.de/zol/_rainbow/documents/pdf/russerinn/scheide.pdf